

Für den Frieden zu sein, genügt nicht

Essay von Josef Haslinger

Immer wußte ich, was ich von Kriegen zu halten hatte. Zu jedem Krieg gab es einen Markt von Gedanken, einen Theorienbasar mit reichhaltigem Angebot. Denn Kriege und Konflikte waren für Gedanken immer ein guter Nährboden. Wenn es eine gemeinsame Erwartung an Kunst und Intelligenz gibt, dann wohl diese, soziale Konflikte plausibel zu machen, ihnen eine sinnlich faßbare und theoretisch greifbare Form zu geben. Die Welt zu bedenken, zu bedichten und zu besingen, bedeutete immer auch, Kriterien zu schaffen, nach denen man sich im Konfliktfall verhalten kann.

Die Auswahl wurde einem nie schwer gemacht. Es gab Maßgeschneidertes. Man sah sich um, hörte sich um, sprach mit Freunden und siehe da, man war sich schnell einig. Freunde erkennt man nicht zuletzt daran, daß sie auf dem Basar der Gedanken mit denselben Auswahlkriterien zugreifen. Immer fand ich das gesuchte Filetstück, jenes bessere Wissen, das es mir erlaubte, den Stärkeren zu verurteilen und mit dem Schwächeren zu sympathisieren. Aus politischen, sozialen, ökonomischen Gründen oder auch nur um des Schutzes der kulturellen Vielfalt willen.

Wenn man dabei nicht einfach für eine Seite Partei ergriff, sondern sich auch noch gescheiter dünkte als beide Seiten, wenn man glaubhaft machen konnte, es gilt diejenigen, für die man sich einsetzt, auch vor ihren eigenen Verirrungen zu schützen, wenn man schließlich trotz der vielen Gründe für den Krieg zu einer friedlichen Lösung keine Alternative sah, dann war man der Erwartung gerecht geworden. Doch diesmal kann ich das nicht, Ich bin

nicht einmal dahinter gekommen, warum gekämpft wird. Regelrecht im Stich gelassen fühle ich mich. Das Angebot auf dem Theorienmarkt ist mehr als bescheiden, und meinen Freunden ist, so wie mir, die Klugheit abhanden gekommen. Alte Konfektionsware wird zum Restpostenpreis herumgereicht, Maßgeschneidertes ist nirgendwo zu haben. Die Intellektuellen haben nichts zu verteilen. Wenn ihnen ein beredtes Schweigen gelingt, ist das schon mehr als man erwarten kann.

Manchmal kann Schweigen eine kluge Mitteilung sein. Der Krieg jedoch hat keinen Sinn für das Schweigen. Mehr noch als einem, dem zu Krieg nichts einfällt, fehlen denen die Worte, die daran sterben müssen. Sie hätten einen Anspruch darauf, daß uns etwas einfällt. Und

Ich habe es verdammt leicht, den Frieden zu predigen. Ich sitze an der Futterkrippe des Nordens und sehe zu, wie die Völker des Ostens und des Südens darum laufen, wer am schnellsten bei uns ankommt und wem wir dann die Güte erweisen, an der Überflußgesellschaft teilnehmen zu dürfen.

zwar mehr als österreichische Politiker und Zeitungen aufbringen: die Terminologie des Kalten Krieges. Und auch mehr als blanken Zynismus, den man wieder überall hören kann: Die da unten sollen sich die Schädel einschlagen, wir können ihnen nicht helfen!

Uns sollte schon deshalb zu diesem Krieg etwas einfallen, weil seine Vorgeschichte mit der österrei-

chischen Geschichte identisch ist. In jenen Gebieten, in denen heute unerbittlich gekämpft wird, haben die Österreicher jahrhundertlang Großmachtspolitik gegen Serbien betrieben. Zuerst gemeinsam mit den Ungarn und später auf Seiten des Dritten Reichs. Als Wiedergutmachung für die Verheerungen der eigenen Geschichte ist es etwas dürftig, einfach jene Seite zu favorisieren, an der man auch stand, als die historischen Voraussetzungen dieses Krieges geschaffen wurden. Aber welche Seite sonst? Wie soll man sich verhalten, wenn es offenbar zu wenig ist, einfach gegen den Krieg zu sein?

Ich habe es verdammt leicht, den Frieden zu predigen. Ich sitze an der Futterkrippe des Nordens und sehe zu, wie die Völker des Ostens und des Südens darum laufen, wer am schnellsten bei uns ankommt und wem wir dann die Güte erweisen, an der Überflußgesellschaft teilnehmen zu dürfen. Wir lehnen uns zurück und überlegen, wer uns sympathischer ist. Einige rufen: Mitteleuropa! Sie wollen uns damit sagen, wo die neuen Grenzen zwischen den Reichen und den Armen verlaufen sollten. Dort, wo sie auch schon im 19. Jahrhundert waren. Wir sind in die fatalen Entwicklungen Europas zu tiefst verstrickt. Also sollten wir lieber schweigen. Aber wenn Schweigen bedeutet, achselzuckend dem Töten zuzusehen, müssen wir trotzdem reden. Nicht nur über die Serben und die Kroaten, auch über unsere eigene Rolle in diesem Krieg. Nur so sind wir vielleicht in der Lage beizutragen zum Frieden.

Josef Haslinger, Schriftsteller (Politik der Gefühle), lebt in Wien; der vorliegende Text ist die gekürzte Fassung eines Referats, das der Autor vor kurzem bei einer Matinee im Volkstheater („Stoppt den Krieg in Jugoslawien“) gehalten hat. Entn.: Standard 15./16. 11. 1991